

## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-29068-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Claudia Rikl, 1972 in Naumburg geboren und dort aufgewachsen, hat die Wendezeit als Abiturientin erlebt. Die Zeit der Demonstrationen und überfüllten Kirchen, des Zusammenbruchs und Neubeginns war prägend für sie. Die Juristin und Literaturwissenschaftlerin lebt mit ihrer Familie in Leipzig.

«Diesen Krimi werden ostdeutsche Leserinnen und Leser wahrscheinlich anders rezipieren als westdeutsche. Hochinteressant ist er für das Publikum auf beiden Seiten der früheren Grenze. Im Osten wird man vieles wiedererkennen, für Westler ergeben sich Einblicke in fremde Erfahrungen und Gefühlswelten.» *Deutschlandfunk*

«Ein Ermittler voller Widersprüche, was ihn besonders interessant macht (...) Eine gut erzählte und überaus spannende Geschichte.» *krimi-couch.de*

«Rikl hat ein spannendes Thema aufgegriffen, das bislang recht selten im deutschen Kriminalroman zu finden ist.» *Hamburger Abendblatt*

Claudia Rikl

**Das Ende des Schweigens**

Kriminalroman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch  
Verlag, Reinbek bei Hamburg, März 2019  
Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg  
Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg  
Umschlagabbildungen Garry Ridsdale/Getty  
Images; Ihnatovich Maryia/shutterstock.com  
Satz aus der Kepler MM bei Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 29068 8

## Sonntag, 12. April

Auf der kleinen Anhöhe nördlich der Siedlung blieb er stehen und sog die kühle Aprilluft ein wie ein Ertrinkender. Dann presste er die Augenlider zu, um für einen Moment zu vergessen, was um ihn herum vor sich ging, aber das nützte nichts. Er hatte es in seinem Blut, der Luft in seinen Lungen, trug es wie einen Stempel auf der Netzhaut.

Es war Frühling. Zartes Grün lag wie Staub auf Sträuchern und Bäumen, das ungewohnt helle Licht brannte in den Augen. Der Wind griff mit leichter Hand durch die Zweige und fuhr ihm unters Hemd. Herrlich.

Es war ein Fehler gewesen, so lange zu warten, so viel stand fest. Wie ein Tanzbär hob er abwechselnd seine faulenden Füße. Als er fester auftrat, verwandelte sich die Taubheit darin in ein Kribbeln und Stechen und dann in den Schmerz von wundem, blutig rohem Fleisch bis zu den Oberschenkeln hinauf. Seit Wochen hatte er die Socken nur im Dunkeln gewechselt, um sich das Inferno nicht mehr ansehen zu müssen: gelb, blaurot, dunkellila und schwarz. Wahrscheinlich fing er schon an zu stinken. Und wenn. Er würde den Besserwissern niemals erlauben, sie abzuschneiden und ihn im Rollstuhl spazieren zu fahren.

Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen. Es war mehr ein Wackeln als ein Gehen, aber er kam vorwärts. Die engen Stiefel waren natürlich keine Hilfe, im Gegenteil, aber sie stammten aus einer besseren Zeit und verliehen seinem Vorhaben so etwas wie Würde. Aber erstmal musste er es bis zum Haus schaffen, sonst müsste er es hier tun. Irgendein armer Trottel würde ihn dann finden. Bei dem Gedanken, wie das wohl ablaufen würde, schüttelte er sich. In der Gegend gab es Wildschweine.

Als er endlich am Gartentor stand, hörte er es hinter sich rascheln, es klang, als würden Zweige über glatten Stoff

streifen. Er blieb stehen. Das Kratzen hörte auf. Vorsichtig drehte er den Kopf. Der Weg lag still und verlassen im milchigen Aprillicht. Zur Sicherheit bohrte er sich die Zeigefinger in die Ohren, darin schmatzte und knisterte es, und er musste fast lachen bei dem Gedanken, dass er sich davon hatte täuschen lassen.

Langsam schob er sich durch den Vorgarten. Als er sich auf den kleinen Treppenabsatz am Eingang wuchtete, war da wieder das Geräusch, aber er kümmerte sich nicht darum, sondern öffnete die Tür.

«Kommandeur!»

So hatte ihn seit Ewigkeiten niemand genannt. Er fuhr so schnell herum, dass er um ein Haar das Gleichgewicht verloren hätte. Es war niemand zu sehen.

«Kommandeur!»

Jetzt klang es wie Gesang, weich und lockend, als würde man ein Kind rufen.

Sein Herz klopfte unruhig und gierig. Im Geiste sah er sich in seiner Paradeuniform eine Reihe Offiziere abschreiten. Er hatte sogar das feinsilbrige Klirren der Orden an seiner Brust im Ohr, die beim Gehen aneinanderschlugen.

So weit bin ich schon, rief er sich zur Ordnung. Mein Gehirn gaukelt mir lauter Sachen vor. Aber vielleicht ist das ja ein gutes Zeichen.

Im Haus war es dunkel und kühl. Unterm Küchenfenster lag eine Decke bereit. Als er sich darauf fallen ließ, verschwand das Feuer aus seinen Beinen wie eine Welle, die ins Meer zurückfließt.

Da war ein Knacken an der Tür. Die hatte er doch abgeschlossen?

Mit schwitzigen Händen ertastete er das Messer in der Schublade über sich und zog es heraus.

Es hieß, man solle tief einatmen und langsam mit dem Schmerz ausatmen. Er setzte die Klinge an und zog sie schnell über das linke Handgelenk. Mehrmals, immer schön

quer drüber. Es tat nicht einmal weh, es war eher, als wickelte ihm jemand heiße Schnüre um die Unterarme. Dann brauchte er noch einmal seinen ganzen Mut. Er zog eine tiefe, gerade Linie vom Handballen bis zum Ellbogen. Erleichtert ließ er das Messer fallen.

Außer seinem Klirren auf den Fliesen war da noch etwas. Er lauschte. Jetzt war er fast sicher: Da draußen schlich jemand umher. Oder war das nur in seinem Kopf?

Schnell nahm er sich die andere Seite vor. Es wurde ein einziges Gemetzel, weil die linke Hand schon taub wurde, aber er bekam es hin. Das Blut quoll in weichen, warmen Stößen auf den Boden. Bald roch es feucht und süß im Raum. Er war nahe daran, vor Glück zu weinen. Nichts störte ihn.

Beinahe.

Auf dem Linoleum knarzten Schritte. Die Tür ging auf, Licht fiel ins Zimmer. Mittendrin ragte ein länglicher, schwarzer Schatten auf. Da war auch eine Stimme, die kannte er. Er wurde aufgefordert, etwas zu sagen, das begriff er noch. Die Wahrheit.

In seinem Kopf suchte er nach Worten, um zu antworten, aber es waren keine mehr da. Alles ging langsam, sein Herzschlag war nur noch ein fernes, leises Pochen.

Der Schatten war jetzt dicht vor ihm. War das der Tod?

Da wurde er nach oben gerissen. Um seinen Hals legten sich eiserne Klammern.

Mit letzter Kraft ruderte er dagegen an.

Irgendwann gab er auf.

Um ihn hatte sich eine köstliche, dunkle Ruhe ausgebreitet.

Sie sog ihn tief in sich hinein.

Susanne Ludwig saß am Steuer ihres kleinen Honda. Die Straße vor ihren Augen wand sich in Kurven durch die Landschaft. Ein graues Band inmitten gewaltiger Linden.

Rechts und links der Straße standen sie dicht beieinander, hoch oben hatten sie ihr Geäst zu einem Dach verflochten. Es erinnerte sie an das Gerippe alter Kathedralen. Das Land ringsum war sanft gewellt, aber noch kahl. Darüber hing ein tiefer, regenschwerer Himmel.

Sie legte die Hände fest um das Lenkrad und ließ langsam ihre Schultern kreisen. Einen Moment lang wünschte sie sich, dass sie auf das neue Kleid verzichtet hätte und nicht auf ihre wöchentliche Rückenmassage. Andererseits ... wenn man schon mal allein und frisch geschieden in den Urlaub fuhr ... Sie stemmte sich ein klein wenig nach oben, um sich im Rückspiegel betrachten zu können. Dieses Stahlblau stand ihr wirklich ausgezeichnet. Ihre langen, dunkelblonden Haare waren inzwischen getrocknet und lagen recht passabel, ihre Augen waren nicht mehr rot gerandet, sondern wirkten wach und ausgeruht. Na bitte.

Sie streckte gerade den Nacken, um das beginnende Schwindelgefühl loszuwerden, als ihr Handy *Moonlight Serenade* zu singen begann. Susanne fingerte es aus ihrer Handtasche auf dem Beifahrersitz.

«Konrad hier. Ich rufe wegen des Hauses an.»

«Klar.» Der Hausbesitzer.

«Nur zur Sicherheit. Es gibt zwei Einfahrten in die Siedlung.»

«Oh, ich bin erst kurz hinter Berlin.»

«Dann haben Sie noch eine Stunde.»

«Wenn ich nicht in einem der kleinen Orte versacke.»

Am anderen Ende wurde scharf eingeatmet. «Sie sind nicht auf der Autobahn?»

«Ist das schlecht?»

Er brummte etwas.

«Soll ich wenden?»

«Haben Sie eine Karte?»

Susanne tastete nach dem Papierfetzen aus der Bibliothek und hielt ihn hoch. Die Schrift war winzig klein. «Mo-



ment!» Sie steuerte den Wagen an den Straßenrand und hielt an.

«Wissen Sie, wo Sie sich befinden?», kam es aus dem Telefon.

«Also ... wie's aussieht, bin ich hinter Groß Miltzow.»

Er lachte. «Dann drehen Sie und fahren nach Woldegk zurück. Dort nehmen Sie die B 104 in Richtung Neubrandenburg. Sie führt über Cölpin und Pragsdorf.»

Ihre Augen schwirrten über das Straßengewirr auf der Karte. «Ich kann's versuchen.»

«Dann noch mal zu den Einfahrten. Sie nehmen die im Süden. Dort stehen Bäume.»

Bäume? Ach was. «Na, dann kann ja nichts mehr schiefgehen», scherzte sie, aber er hatte schon aufgelegt.

Ein bisschen überheblich, dieser Alexander Konrad. Aber sie musste ihm ja nicht über den Weg laufen. Sie hatte sein Sommerhaus, noch dazu kostenlos, weil er im Juli das ihrer Eltern dafür bekam. Sie würde eine Woche lang allein sein, ausschlafen, spazieren gehen, sich die Stadt ansehen. Marie, ihre Tochter, würde sich in der Zeit von den Großeltern verhätscheln lassen. Das alles genügte voll und ganz.

Sie fuhr wieder los. Wider Erwarten fand sie den Hinweis auf die B 104. Als sie nach einer weiteren halben Stunde das Ortseingangsschild von Neubrandenburg erblickte, ging es ihr wieder gut. Sie musste ein Stück durch die Stadt fahren, aber das war nicht schlimm, Neubrandenburg war nicht groß. Ihr gefielen die riesigen backsteinernen Stadttore, die würde sie alle besichtigen.

Kurze Zeit später fuhr sie auf der anderen Seite wieder aus der Stadt. In der Ferne sah sie eine Siedlung aus kleinen Häusern mit Flachdächern. Sie blinzelte hin, bis ein entgegenkommendes Fahrzeug wie verrückt hupte. Susanne erschrak und riss den Honda in die Fahrspur zurück.

Hier war endlich ein Feldweg, der zu der Siedlung führen musste. Sie bog nach links ab. Nach einhundert holprigen Metern hatte sie ein Tor vor der Nase. Sie stieg aus.

Nirgendwo war die Sonne zu sehen, feiner Regen nieselte aus Wolken, die förmlich in den Bäumen zu hängen schienen. War hier Süden? Von einem Hügel hatte Konrad nichts gesagt. Was er als Bäume bezeichnete, würde sie allenfalls wucherndes Gestrüpp nennen, aber das war Ansichtssache.

Als sie zu Fuß die nächste Wegbiegung passierte, hatte der Regen ihr Kleid fast durchgeweicht. Hier gab es endlich zwei Häuser. Das eine wirkte verlassen. Was hatte Konrad noch geschrieben? *Wir benutzen es eigentlich nie*. Weit und breit war niemand zu sehen. Eigenartig, dass niemand nach seinem Häuschen sah, immerhin war Sonntag, und die Saison hatte bereits Mitte April begonnen. So kannte sie es jedenfalls.

Das Haus gegenüber lag auf einer Anhöhe, es sah nicht viel bewohnter aus, aber es war aus Stein. Das musste es sein. Erleichtert lief sie darauf zu. Die Gartentür stand offen, im Briefkasten steckte etwas, aber das ging sie nichts an. Eilig lief sie durch den Vorgarten.

«Hallo?»

Sie bekam keine Antwort. Immerhin war der Rollladen neben der Tür hochgezogen, und es war nicht abgeschlossen. Die Menschen hier vertrauten einander. Wunderbar.

Sie öffnete die Tür und hakte sie ein, sodass mehr Licht ins Haus fiel. In dem winzigen Flur stand ein Schrank, die altmodische weiße Hakenleiste an der Wand war leer. Ein frischer Duft nach Zitrone und Scheuermilch hing in der Luft, hier war also für sie geputzt worden. In dem schmalen Raum dahinter wurde offenbar gegessen, Susanne sah einen wuchtigen Tisch und sechs Stühle. Sie durchquerte das Zimmer und öffnete die Tür zum nächsten Raum. Dunkelheit empfing sie, in der ein Rechteck aus winzigen Lichtpunkten glitzerte. Da musste das Fenster sein. Sie tastete

sich dorthin vor und suchte mit kalten Fingern den Rahmen nach einem Zugband für den Rollladen ab.

Plötzlich hielt sie inne. Sie hatte aufgehört zu zittern, obwohl sie mit nassem Kleid dastand. Richtig. Es war wärmer hier drin. Und es roch eigenartig, so als wäre mit dem Luftzug, den sie mitbrachte, etwas im Inneren des Hauses erwacht.

*Du spinnst*, sagte sie laut. Ihre Worte hallten von den Wänden wider. Offenbar gab es weder Teppiche noch Gardinen.

Im nächsten Moment schnürte es ihr den Hals zusammen. Der Geruch war stärker geworden. Als ihre Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten, konnte sie gegenüber dem Fenster eine weitere Tür ausmachen, die ein kleines Stück offen stand. Sie ging darauf zu, obwohl sie gar nicht wollte.

Dahinter schien die Dunkelheit tiefschwarz zu sein.

Hinter der Tür war etwas, und es verströmte diesen Geruch. Er war frisch, das war so markant daran. Seine Frische, so als würde er leben. Ihr Herz hämmerte.

Mach, dass du wegstommst, beschwor sie sich. Los!

Aber es ging nicht, es war nicht möglich. Ihre Beine bewegten sich einfach weiter, ihre Hand legte sich wie von selbst auf die Klinke. Dann hatte sie die Tür geöffnet.

Der Geruch flutete ihr entgegen. Er füllte den ganzen Raum und hüllte sie mit seinem schweren, metallischen Atem ein. Er war wie feuchte, moosige Erde. Sie kannte diesen Geruch nur zu gut.

Sie fing nicht einmal an zu schreien, sie fiel einfach um.

Die Wohnungstür krachte gegen die Wand.

«War das zu laut?»

Michael Herzberg sah besorgt auf seine Frau herunter, die er auf den Armen hielt und gerade im Begriff war, über die Schwelle zu manövrieren. «Ich musste davortreten, sonst wäre sie dir an den Kopf geknallt.»

«Viel zu laut», sagte Renate und pikte ihm ihren Zeigefinger in den Bauch.

Sie standen in der Tür, der Rollstuhl war noch im Aufzug. Den würde er schnell holen müssen, ehe jemand den Fahrstuhl rief, sonst würde er ihm ewig hinterherrennen dürfen. Er sah sich nach einer Sitzgelegenheit für Renate um.

«Du kannst mich gleich in die Küche bringen», sagte sie, «oder bin ich zu schwer?»

Renate war leicht wie ein Vögelchen, dennoch spürte er seinen Rücken bei jedem Schritt. Als er sie abgesetzt hatte, sagte sie: «Ich räume schon mal deine Mitbringsel in den Kühlschrank.»

«Sicher, dass du klarkommst?»

Sie lächelte. «Du bist mein Held.»

Michael Herzberg atmete erleichtert auf, als er feststellte, dass der Aufzug noch da war. Er bekam es sogar ohne größere Schmerzen hin, den Rollstuhl die halbe Treppe heraufzuhieven. Sie hatten die Wohnung vor Renates Unfall gekauft. Damals war sie schwanger gewesen.

«Vielleicht musst du das alles bald nicht mehr», sagte Renate, als er eintrat.

Er half ihr in den Stuhl. «Vielleicht.»

«Michael», begann sie, während sie den Kuchenstapel, den Rita ihnen mitgegeben hatte, auf verschiedene Plastikdosen verteilte. Sie sah ihn nicht an dabei. An ihrem Ton erkannte er aber, dass sie etwas wollte, und er konnte sich beinahe denken, was es war.

«Was sagst du zu Christoph?», fragte sie, während sie ihm ein Stück Käsesahnetorte zuschob.

Herzberg tat, als hätte er den Mund voll. Es ging also nicht um das Haus. Aber dieses Thema war keinesfalls schlechter geeignet für einen Streit am späten Sonntagnachmittag.

«Also?», hakte sie nach.

«Er war nicht mal da, um sich zu verteidigen.»

«Aber du weißt schon, dass er es getan hat.»

Natürlich wusste er, dass Christoph seine Frau betrog. Sie hatten sich schließlich den ganzen Nachmittag ihr Gemjammer anhören müssen.

«Das ist so durchtrieben und feige!», fauchte Renate, während sie sich ein Stück Apfelmuskuchen nahm. «Macht die Fliege, wenn es schwierig wird.»

«Wann war es bei den beiden jemals nicht schwierig?»

«Musste er deshalb so etwas tun?»

«Sie haben sich nur noch gestritten.»

«Und warum?» Es war, als hätte Renate nur auf dieses Stichwort gewartet. «Weil es eine Menge Probleme gab, die er nicht lösen wollte.»

«Da gab es nichts mehr zu lösen», wandte Herzberg leise ein.

«Ihr Männer macht es euch ja so einfach!» Renate rollte zum Tisch, ihren Kuchen hatte sie stehen lassen.

«Was sollte er denn tun? Kein Mann will ständig gemaßregelt und zurückgewiesen werden.»

Sie sah ihn nur an, und Herzberg wusste, dass er sich gerade auf dünnem Eis bewegte. Er setzte sich und griff nach ihrer kleinen, weichen Hand. «Ich habe keine Ahnung, warum wir uns über die Ehe anderer Leute streiten.»

«Weil sie unsere Freunde sind.»

Herzberg beugte sich vor und küsste sie in die Halsbeuge, dorthin, wo sie ein hübsches Muttermal in der Form eines doppelten Brötchens hatte. Zuerst ließ sie sich seine Zärtlichkeit gefallen, dann legte sie ihre schmale Hand auf seine Brust und schob ihn von sich. «Sie haben mich immer daran erinnert, dass wir einmal jung waren. Und gesund. Ich jedenfalls. Wenn wir sie verlieren, werde ich irgendwann glauben, dass wir immer schon so gewesen sind wie heute. Zwei Beschädigte.»

Herzberg hatte sofort einen Kloß im Hals.

Sie hatten sich alle vier an der Uni kennengelernt. In einer zugigen Zweizimmerwohnung unterm Dach eines heruntergekommenen Gründerzeithauses hatten sie nächtelang um einen alten Tisch gehockt, billigen Kadarka im Glas, und bis in die Morgenstunden diskutiert. Über Gott und die Welt, über die Borniertheit ihres kleinen Landes, die Funktionäre an der Uni. Sie waren sich so nah gewesen, wie Menschen es nur sein können, und hatten sich unbesiegt gefühlt. Als er am eigenen Leib erfahren musste, dass das eine Illusion war und man schon für das Lesen eines verbotenen Buches eingesperrt werden konnte, hatten sie draußen auf ihn gewartet und ihn mit ihren Briefen am Leben gehalten.

«Ich will das doch auch nicht», sagte Herzberg, während er Renate eine Haarsträhne aus dem Gesicht strich, «trotzdem glaube ich, dass es manchmal besser ist, sich nicht länger zu quälen.»

Jetzt lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter. Er küsste sie auf den dunklen Schopf, in dem lauter Silberstreifen blitzten.

«Weise ich dich zurück?», fragte sie.

«Nein», flüsterte er in ihr Haar. «Wie kommst du darauf?»

«Mein Körper ist eine einzige Zurückweisung.»

Herzberg spürte, wie ihm schwindlig wurde. Der Boden unter seinen Füßen schwankte, sobald sie solche Diskussionen führten. Er kam aber nicht dazu, ihr zu antworten, weil in diesem Moment das Telefon klingelte.

«Tut mir leid, dir deinen Sonntag zu versauen», sagte sein diensthabender Kollege Kriminalkommissar Werner Simon, «aber du musst kommen. Wir haben einen Toten.»

Herzberg stieß die Tür seines alten Passats auf. Ein Schwall feuchtkalter Luft strömte herein. Er schloss die Augen und fühlte, wie sich seine Lungenflügel blähten. Endlich war er

an der frischen Luft und hatte ein bisschen Natur um sich. Er stieg aus.

Das Gelände war von den Einsatzkräften der Ordnungspolizei bereits abgesperrt worden. Zwei Kollegen hatten sich neben der Einfahrt zur Wochenendhaussiedlung positioniert. Die beiden standen völlig allein im Regen und traten von einem Bein aufs andere.

Herzberg nickte stumm, dann zeigte er auf einen roten Honda Civic, der den Weg halb versperrte.

«Seid ihr mit dem da gekommen? Dann stellt ihn besser woanders ab.»

«Der stand hier rum», sagte der Ältere der beiden.

«Und sonst?»

«Ein Toter in der Hütte gleich rechts am Hauptweg. Der Notarzt ist drin, sieht eigenartig aus. Viel Blut.»

«Schon was Brauchbares?»

«Es gibt eine Zeugin, aber sie ist nicht ansprechbar.»

«Hat sie den Notruf abgesetzt?»

«Das war 'ne männliche Stimme, wollte seinen Namen aber nicht nennen.»

In dem Moment tauchten zwei weitere Polizisten auf. Ihre Uniformjacken glänzten vor Nässe. «Niemand sonst hier draußen, wie es scheint», berichtete Manfred Hocke. Herzberg kannte ihn schon eine halbe Ewigkeit. «Wir haben noch nicht alle Häuser abgeklappert. Gibt ja keinen Lageplan oder so.»

«Kein Wunder, dass die bei dem Wetter alle in ihren Wohnzimmern hocken», sagte sein Kollege, «nur wir stehen uns hier die Beine in den Bauch.»

Herzberg gab ihm einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter. «Ansonsten ist es aber nicht schlecht hier. Im Sommer ist die Sicht auf den See traumhaft.»

Damit ließ er sie stehen.

Die Siedlung war ihm nicht unbekannt. Eine Ansammlung von Wochenendhäusern ehemaliger Bonzen. Lauter

selbstgebaute, sorgfältig mit Hecken und Zäunen nach außen abgegrenzte Paradiese. Renate hatte früher unbedingt eines von den Grundstücken haben wollen, und natürlich hatten sie deswegen gestritten. Herzberg mied Wände um sich herum, besonders wenn sie winzig kleine Räume umschlossen. Sie erinnerten ihn an seine Zeit in einer Zelle. Aber man kam sowieso nicht an die Häuser, so etwas wurde ausschließlich in den Familien weitergegeben.

Er war keine hundert Meter weit gelaufen, als ihm ein Rettungswagen entgegenkam. Der Kollege auf dem Beifahrersitz ließ seine Scheibe herunter und deutete mit dem Daumen hinter sich. «Die Zeugin. Wir haben sie ohnmächtig in der Hütte gefunden. Man bekommt nichts aus ihr heraus. Traumatischer Schock, der Notarzt hat darauf bestanden, dass wir sie einliefern.»

Herzberg trat zur Seite, um den Wagen vorbeizulassen. Dann beschleunigte er seine Schritte.

Das Haus, vor dem sich seine Kollegen bereits postiert hatten, war aus massiven Ziegeln gebaut und von einer riesigen Terrasse umgeben. Eine dichte Hainbuchenhecke schirmte es vor neugierigen Blicken ab. Ehe Herzberg angekommen war, kam ihm Stephan Müller entgegen, ein junger Kollege. Er steckte bereits in einem weißen Overall, aus dem Arme und Beine ein ganzes Stück herausragten.

«Die Zeugin wurde ohnmächtig im Wohnzimmer gefunden. Der hier lag neben ihr.» Auf seiner ausgestreckten Hand lag ein Autoschlüssel.

«Habt ihr überprüft, ob er zu dem roten Honda oben am Weg passt?»

Müller bekam knallrote Ohren und marschierte in Richtung Gartenpforte davon.

Herzberg begrüßte die übrigen Kollegen. Desiree Weigands Miene verriet Ungeduld. Mit dem Kopf deutete sie



neben sich. Dort stand Sven Färber. Seine Gesichtsfarbe ähnelte der seines Overalls.

«Immer noch Magen-Darm?», fragte Herzberg.

«Wohl eher zu viel gefeiert.» Desiree Weigand hatte an Färbers Stelle geantwortet, doch der ließ ihren Vorstoß unkommentiert. Herzberg stutzte. Normalerweise flogen bei den beiden die Fetzen. Jetzt stand Färber nur da, sein Blick huschte über das Grundstück. Herzberg sah, wie Färbers Kehlkopf auf- und abrollte.

«Geht's?»

Färber deutete ein Nicken an.

«Na dann los», forderte Desiree sie auf und machte mit der Hand eine einladende Geste in Richtung Tür.

Auf der Schwelle hielt Herzberg für einen letzten tiefen Atemzug inne. Instinkt. Vielleicht auch Gewohnheit. Schon als er einen Fuß in den Flur setzte, war er froh darüber. Seine Atemwege zogen sich zusammen. Herzberg betrat das Wohnzimmer, einen Schritt, noch einer.

Dann fiel ihn der Geruch an wie eine Horde wilder Hunde. Nasses Eisen, Rost und eine klebrige Süße. Schwer wie eine Decke, so als hätte er Gewicht. Und noch etwas war da. Es war stechend und sehr schmutzig.

Fäkalien.

Hier drin roch es nach Qual.

Im Wohnzimmer hatten sich zwei Kollegen von der Kriminaltechnik mit ihren Koffern breitgemacht. «Wir brauchen noch eine Weile», sagte einer, «der Fotograf ist schon durch.»

Auf Herzbergs Bitte traten sie ein Stück zur Seite. Jetzt hatte man freie Sicht auf die Küche.

Der Notarzt hatte sich mit seinem breiten Rücken über den Toten gebeugt. Herzberg sah nur dessen Kopf mit dem gelbweißen, dichten Haar und den offenen, verquollenen Augen.

Sven Färber neben ihm starrte in die Küche, mit einer Hand hielt er sich am Türrahmen fest.

«Was ist?», fragte Herzberg.

«Keine Ahnung, ich ...» Im nächsten Moment stürzte Färber zur Tür hinaus. Draußen hörte man ihn würgen.

«Männliche Leiche», sprach Desiree in ihr Diktiergerät, ohne dem Vorfall Beachtung zu schenken, «zwischen siebzig und achtzig Jahre alt. Ungepflegter Allgemeinzustand. Der Tote trägt ein rot kariertes Hemd, das bis zu den Ellbogen hochgekrempelt ist, eine khakifarbene Hose sowie schwarze Lederstiefel.»

Dann durchmaß sie den Tatort mit einem Blick. «Er liegt diagonal in der Küche, Kopf dem Fenster gegenüber, über sich eine geöffnete Schrankshublade. Unter ihm liegen Decken. Links neben ihm ein größeres Messer mit gewellter Klinge, sieht aus wie ein Brotmesser.»

Der Arzt trat jetzt zurück und ermöglichte Herzberg eine bessere Sicht auf den Toten. Der lag auf der linken Seite, sein Rücken war nach hinten überstreckt. Eine Hand lag an seinem Hals. Auf dem Hemd darunter hatte Blut einen dunklen Latz gebildet. Sein Mund war blutverschmiert. Die Unterarme des Mannes waren zerschnitten.

«Ein Suizid?», fragte Herzberg.

«Möglich», antwortete Desiree.

«Sieht aber nicht friedlich aus.»

Der Notarzt deutete auf den Rücken des Toten. «Er hat gekrampft, warum, muss die Obduktion klären. Und die Flecken am Hals, das könnten Hämatome sein.»

Herzberg ging in die Hocke. «Habt ihr eine Lampe für mich?» Er betrachtete das Gesicht des Toten und fuhr zurück. «Was ist das?»

Der Mediziner deutete auf ein kleines, dunkles Häuflein rechts neben dem Toten. Herzberg richtete den Strahl der Lampe darauf. «Was zum Teufel ...?»

Dort lag ein schwarzer Stoffetzen, darauf wie eine riesige dunkelviolette Made ein Stück Fleisch, genau in der Mitte, wie mit dem Lineal ausgerichtet. Für einen Sekundenbruchteil sah Herzberg vor sich, wie jemand es dort ablegte, regelrecht hindrapierte. Das Bild krallte sich in sein Gehirn, dort würde es bleiben, bis er wusste, was es zu bedeuten hatte.

Der Arzt spreizte mit zwei Fingern vorsichtig die Lippen des Toten. «Wie es aussieht, wurde ihm die Zunge herausgeschnitten und ein Teil der Oberlippe dabei beschädigt.»

Herzberg vergrub den Mund in der Armbeuge und würgte den aufsteigenden Geschmack halbverdauter Käsesahnetorte herunter. Dann deutete er auf das Messer neben der Leiche. «Damit?»

«Schwer zu sagen», antwortete der Arzt, «sieht aber eher nicht so aus, dazu sind die Wundränder zu glatt. Mit dem Ding da säbelt man ewig an einer Zunge rum, nach meinem Ermessen, aber das muss Hultzsch klären.»

«Haben wir eine andere Tatwaffe?»

Desiree verneinte.

«Die Arme kann er sich damit aber selbst aufgeschlitzt haben?»

Der Notarzt nickte. «Denkbar.»

«Und das Ding, wo sie draufliegt, was ist das?»

«Keine Ahnung.»

Trotz des drückenden Gefühls in seinem Magen lehnte sich Herzberg noch einmal hinüber. Das schwarze Stück Stoff, auf dem die Zunge lag, sah aus wie etwas, das er schon einmal gesehen hatte.

«Könntet ihr die schon eintüten?», fragte er.

Dann sah er, wie die Zunge vorsichtig angehoben wurde. Er wandte den Kopf ab, als sie mit einem Glitschen in eine Schüssel glitt.

«Eine Baskenmütze?», fragte Desiree hinter ihm.

«Zu schmal.» Herzberg ließ sich eine Pinzette geben. Richtig, es war eine Mütze, und sie war zusammengefaltet. Wenn er sich nicht täuschte, war das wollene Ding Teil einer Uniform und ungefähr dreißig Jahre alt. Auf einmal hatte Herzberg das dringende Bedürfnis, den Raum zu verlassen. Er spürte seine Lider flattern, während er sich nach allen Seiten umsah.

Vor ihm standen seine Kollegen von der Kriminalinspektion, er war Polizist und lebte im Jetzt, alles war gut.

«Ist was?», fragte der Notarzt.

Herzberg stand mühsam auf. «Nichts Besonderes.»

«Kann ich dann los? Da ist eine Patientin mit Herzrhythmusstörungen, die ich vorhin vertrösten musste.»

Herzberg begleitete den Arzt nach draußen. Anschließend lief er eine Weile auf und ab und atmete tief in seine Flanken. Das Gesicht hielt er in den Himmel und genoss das feine Prickeln der Regentropfen auf der Haut. Auf einmal bereute er den Streit mit Renate. Was für ein aufgeräumtes und friedliches Leben sie beide im Grunde doch hatten. Jetzt jedenfalls. Bald hatte sich sein Atem beruhigt, und er ging auf die Kollegen zu, um das weitere Vorgehen zu besprechen.

Auf der Terrasse stand Sven Färber, bleich wie eine Wand. «Ist halt so mit Kindern», sagte er, noch ehe Herzberg das Wort an ihn richten konnte, «die schleppen alle möglichen Keime an.»

Du Glückspilz, dachte Herzberg, während er begann, sich den Overall vom Leib zu ziehen. «Fahr heim», ordnete er an, und Färber verschwand aus seinem Blickfeld. Dann nahm er etwas von dem Desinfektionsmittel, das auf einem Technikkoffer bereitstand.

Jetzt erschien auch Desiree und stieg aus ihrem Overall. «Ich hab kurz mit Werner gesprochen. Wir haben keinen Namen.»

«Was?»

«Keine Ausweispapiere, nichts. Weder am Mann noch im Haus.»

«Sah auch nicht aus, als würde er hierhergehören.»

Desiree knüllte ihren Overall in einen Müllsack. «In der Küche stand ein Glas im Abtropfgestell, frisch abgewaschen.»

Herzberg reichte ihr das Desinfektionsmittel.

Desiree verrieb die klare Flüssigkeit zwischen ihren Händen. «Jedenfalls wusste er, wo die Decken verstaut waren, auf die er sich gelegt hat. Vielleicht, um nicht so einen Dreck zu machen.»

«Also doch kein Fremder.»

Sie wedelte mit ihren Händen, um das stinkende Mittel trocken zu lassen. «Dein Wort in Gottes Gehörgang.»

«Ist das Haus bewohnt?»

Sie zuckte die Achseln. «Es macht zumindest den Anschein, als hätte jemand geputzt, da ist kein Staub auf den Regalen.»

Herzberg fuhr sich über die Glatze, die schon nass und kalt wurde. «Dann gibt es jemanden, der das Haus ab und an nutzt.»

«Ich kümmere mich darum.»

Herzberg sah jetzt, dass in ihren schwarzen, raspelkurzen Haaren lauter Regentropfen glitzerten. «Morgen. Jetzt will ich, dass du in die Badewanne steigst.»

«Oha.»

«Ich kann's mir nicht leisten, auf dich zu verzichten, das ist nun mal die Wahrheit.»

«Du siehst auch nicht aus, als könntest du eine Nachtschicht vertragen.»

Herzberg winkte ab. «Wir sehen uns morgen.» Dann sah er zu, wie sie den schmalen Weg zur Gartenpforte entlangstapfte.

Er würde sich noch einmal umsehen. Es war doch absurd, dass hier an einem Sonntag Mitte April niemand vorzufinden war. Selbst bei dem Wetter.

## Montag, 13. April

Das Aufwachen war, als müsste man mit Bleigewichten behängt durch dicken Nebel waten. Gesichter tauchten auf, sie hatten keine Konturen und zerflossen, sobald man sie mit den Augen fassen wollte. Die Stimmen um sie herum klangen dumpf und hohl. Inmitten von all dem schlug ihr Herz, sie war dieses Herz, nur das war übrig geblieben.

Eine Ewigkeit später musste sie die Augen zukneifen, weil der Nebel sich lichtete und Farben auftauchten. Alles war so hell, so blendend, das ertrug sie nicht. Sie wollte zurück ins Dunkel, dorthin, wo Stille herrschte.

Bilder tauchten auf, und sie konnte nichts dagegen tun, sie musste sie ansehen.

Zuerst ein Gewirr aus Büschen und Bäumen und kleine Häuser auf einer Lichtung. Es ist wie ein böses Märchen. Sie weiß, dass sie nicht hingehen darf, aber sie tut es dennoch. Da ist ein Haus aus Stein, seine Tür steht offen, und sie tritt ein.

Hinter der Tür liegt eine Straße, Bäume und Felder ziehen an ihr vorbei. Es ist fast dunkel. Sie sitzt hinten im Auto und hat die Arme ausgestreckt, um mit ihren kleinen Händen jemanden zu streicheln.

Mama.

Da geht ein Ruck durch sie hindurch. Sie muss weg, ganz schnell. Eine schreckliche Angst windet sich in ihr hoch wie eine Schlange. Beine, Bauch, Hals, in Zeitlupe.

Das Auto wird schneller, Mama dreht sich zu ihr um. Sie lacht, ihr Bauch ist ganz dick. Ihre Lippen bewegen sich, sie sagt etwas. Dabei merkt sie nicht, dass sie von der Straße abkommt. Da ist ein Baum. Das Bersten von Blech. Ein Kreisel, das Gefühl, auseinanderzureißen, in tausend Stücke zu zerspringen, die in alle Richtungen davonfliegen. Bis Stille eintritt.

Das Erste, was sie dann spürt, ist eine Hand im Gesicht. Sie ist feucht und ganz warm. Im Halbdunkel erkennt sie Mamas Gesicht, ihr Blick bittet um etwas, aber sie versteht nicht. Da sieht sie die Stange, die in Mamas Bauch steckt. Darunter quillt in warmen Stößen das Leben aus ihr heraus. Es riecht nach regennasser Erde. Sie möchte etwas tun, aber sie ist eingeklemmt. Sie kann nur Mamas Blick festhalten.

Schon bald wird er starr, und die Hand rutscht von ihrem Gesicht. Und sie schreit, schreit, so laut sie kann.

Aber niemand hört es, auch nicht Mama. Sie geht einfach fort.

Jetzt befand sich ihr Kopf in einem Schraubstock. Die Straße war weg, auch das Auto. Sie war irgendwo angekommen. In dem grellen Licht, das sie so blendete. Die Gesichter über ihr nahmen Gestalt an.

«Holen Sie Doktor Neudert.» Das war eine angenehme Stimme, sehr weich.

«Hoffentlich nimmt er sie mit», sagte jemand anderes, «hier schreit sie ja die ganze Station zusammen, und das alle zwei Stunden.»

[...]